Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor(en): **Droonberg, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634359

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

geheure Wasserstoß hatte ihn geweckt und aus den Federn gebracht; da keine Meldung über Gefahr von der Brücke kam, hatte er sich erst ordentlich angezogen, bevor er nach oben ging. Gehen wollte, besser gesagt; denn als er aus der Tür trat, genügte ein Blick auf den gelbgestreiften Wachposten mit seinen grünglitzernden Augen, um den Alten wieder in seine Kabine zurückzutreiben. Zu allem Unglück befanden sich in seiner Behausung außer einem kleinen Revolver, der für ein Feuergefecht mit einem Raubtier gänzlich ungeeignet war, keine Waffen; diese lagen vielmehr alle im Magazin unter Deck. Kapitän Williams mußte sich also vorläufig als Gefangener seiner vierbeinigen Passagiere betrachten!

Die Mannschaft hatte zum Teil viel schlechter abgeschnitten. Dem Koch hatte eine der Katzen hinterrücks ein Stück aus dem rechten Arm gerissen; einem anderen Mann war der Rücken schwer verletzt, und einem dritten war der Leib so zerfleischt, daß man an sein Aufkommen kaum mehr glauben konnte. Daneben gab es noch zahlreiche leichtere Wunden, bevor sich die Leute endlich in ihren Quartieren verschanzen konnten.

Die Tiger waren unbeschränkte Herren des Schiffes! Auf der Brücke stolzierte eines der Tiere auf und nieder, als wäre es der Kapitän selbst, und ließ sich ganz ordnungsmäßig ab und zu von einem seiner Artgenossen ablösen. Jedenfalls fand der Dritte Offizier hinter dem Oberschanzkleid keine Gelegenheit, sich einen anderen Zufluchtsort zu suchen; in der bitteren Kälte saß er Stunde um Stunde ungeschützt unter freiem Himmel, bis auf die Haut durchnäßt, und versuchte, so gut es ohne Seekarten ging, dem Mann am Steuer den richtigen Kurs anzugeben. Es war keine vergnügliche Fahrt!

Endlich nach mehr als vierundzwanzig Stunden bekamen wir Kapstadt in Sicht; zum Glück hatte sich schon vorher der ärgste Sturm gelegt. Wir boten ein trauriges Bild. Am Steuer der Mann, der jetzt außer seiner gewöhnlichen Wache noch einen vollen Tag im Dienst war, dem Umsinken nahe; die übrige Mannschaft und die Offiziere in ihre Quartiere eingeschlossen, ohne Essen und Trinken; das Schiff, infolge der zerstörten Radioanlage, ohne Möglichkeit, Hilfe herbeizurufen, langsam und vorsichtig die Hafeneinfahrt suchend. Ich überlege mir manchmal, wann wir wohl zum Sturm auf die Tiger hätten übergehen müssen, wenn wir uns weiter vom Land entfernt befunden hätten!

Als uns schließlich der Lotse entdeckte, gab es noch eine kleine Aufregung. Bevor er noch in seinem Fahrzeug längsseit kam, brüllte ihm zwar der Dritte Offizier von seinem hohen Sitz aus eine Warnung zu, doch hatte man ihn offenbar nicht verstanden und wollte näherkommen. In diesem Augenblick aber zeigten sich die Tiger an der Reling der Kommandobrücke und dem Lotsen mag wohl so etwas von der wahren Lage der Dinge gedämmert haben. Jedenfalls riß er schleunigst aus und kam nach einem Weilchen mit einem bewaffneten Polizeiboot zurück, von dem aus man die Tiere in Kürze erlegte.

„Dampfer ‚Galatea' von Kalkutta nach Santos mit Jute", meldete ein paar Minuten später der Dritte Offizier dem an Bord kommenden Beamten.

„Unter Führung von Kapitän Tiger, scheint mir", gab der Uniformierte mit boshafter Anspielung zurück.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

3

Dem Eingang gegenüber, am andern Ende des Saales, befand sich eine Bühne, auf der Chansonetten und Variétékünstler auftraten. Auf eine Einheitlichkeit des Programms war freilich kein Wert gelegt, denn während auf der einen Seite der zumeist derbe Geschmack des anwesenden Publikums voll berücksichtigt war, gab es auch ganz hervorragende Darbietungen von Artisten. Sie waren mit der Schar der übrigen Abenteurer in das Land gekommen, hatten aber nach Einsichtnahme in die Dinge die Gelegenheit willkommen geheißen, hier in ihrem Berufe tätig zu sein. Man hatte aber auch unter enormen Kosten Künstler von Weltruf zu einem kurzen Gastspiel nach Dawson kommen lassen. Das konnte man sich leisten.

Escher und Schmidt nahmen an einem Tische in der Nähe des Eingangs Platz, an dem gerade noch ein paar Plätze frei waren.

Eine Zeitlang beobachteten sie das Publikum.

Es bestand zumeist aus Leuten, denen man es ansah, daß sie nach monatelanger Arbeit und Entbehrung in den Goldfeldern da draußen hier hereingekommen waren, hungrig nach Glanz und Flitter, einer bluterhitzenden Tanzweise und dem Anblick eines Frauenkörpers, gekleidet in Stoffe von sinnbetörendem Farbenreiz, der wetteiferte mit dem Rot der Wangen und Lippen und dunklem Glanz der Augen und Brauen, deren Ursprung sie nicht kümmerte.

Mit einzelnen Ausnahmen hatten sie aber alle schon den Lehm und Schmutz des langen Trails abgestreift und die ersten Schliffe der Kultur über sich ergehen lassen. Sie waren meist harmlose, einfache Naturen, die mit gespanntester Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne folgten und zum Teil in kindliches Entzücken darüber gerieten.

Eben sang eine nicht mehr ganz jugendliche, übermäßig geschminkte Frauensperson von handfester, plumper Körperform ein ziemlich banales Couplet, das sie mit völlig ausdruckslosen, automatenhaften Armbewegungen begleitete. Als sie geendet hatte, wurde ihr rasender Applaus zuteil, der aber sicher mehr ihrer prallen Weiblichkeit, als ihrer recht mäßigen Kunstleistung galt.

„Ist sie nicht großartig!" rief ein Miner an ihrem Tische, dessen schwielige Hände ihn als solchen erkennen ließen, mit Begeisterung.

Er war schon die ganze Zeit unruhig auf seinem Stuhle hin und her gerückt und holte jetzt einen gut gefüllten Beutel mit Goldstaub aus einer seiner Taschen heraus. Mit unruhigen Fingern suchte er eine Zeitlang darin herum. Als er einen großen Nugget gefunden hatte, ließ er den Beutel wieder in seine Tasche zurückwandern, wickelte das Stück Gold in ein Papier und erhob sich.

„Hier, Flo, paß auf!" schrie er mit einer Stimme, die auch eine doppelt so große und unruhige Gesellschaft übertönt hätte.

Zugleich warf er das Papier mit dem Nugget auf die Bühne. Die Sängerin hob es auf, verneigte sich dann mit einem breiten Lächeln, das ein paar Goldkronen in ihrem Munde sehen ließ, warf dem Geber eine Kußhand zu und verschwand dann hinter den Kulissen.

„Mit der habe ich schon manche Flasche Champagner getrunken. Und es wird wohl auch diesmal nicht anders werden", sagte er zu den Umsitzenden im Tone befriedigter Eitelkeit.

Daß seine Voraussage das Richtige getroffen hatte, erwies sich schon ein paar Augenblicke später, denn in einer

Loge über ihnen erschien der vollbusige Oberkörper „Flo's". Mit einem verheißenden Lächeln rief sie ihm zu:

„Komm, Jim, laß uns Wiedersehen feiern!"

Mit einem etwas schafsmäßigen, aber vergnügten Grinsen in seinem Gesicht, erhob sich der Mann und folgte der Einladung.

„Die alten Narren sind doch die größten Narren", bemerkte ein junger Mann, der ebenfalls an ihrem Tische saß. „Der ist doch nicht nur über seine erste, sondern auch über seine zweite Jugend längst hinaus. Sollte mehr Verstand haben, als sich hier abscheren zu lassen wie ein Schaf. Freilich, das ist ja wohl der ganze Zweck, warum er nach Dawson gekommen ist und so ist die Sache ja all right. Uebermorgen, wenn sie ihn ausgeplündert haben, geht er dann ohne einen Cent nach seinem Claim zurück, überzeugt, daß er a hell of a good time hatte. Und wie viele spielen auf diese Weise die Narren! — Mir könnte das nicht passieren. Nicht mehr. Ich habe so viel Geld gemacht, als ich mir vorgenommen hatte, und übermorgen geht's nach Hause."

Er trank den Rest seines Cocktails aus und reichte das Glas dem eben vorüberschreitenden Kellner, um es von neuem füllen zu lassen.

Auch Escher gab ihm seine Bestellung. Schmidt war im Begriff, das gleiche zu tun, als er plötzlich innehielt. Sein Blick war auf das Gesicht des Kellners gefallen, und irgendetwas darin mußte ihm aufgefallen sein. Er war eine noch jugendliche, schlanke Erscheinung von ausgezeichneter Haltung, die hier, wo niemand auf eine solche Wert legte, demjenigen, der in dieser Beziehung etwas kritischer veranlagt war, nicht unbemerkt bleiben konnte.

Auch der Kellner mußte plötzlich etwas in Schmidts Gesicht gesehen haben, das ihn stutzen ließ. In seinen Zügen erschien ein Ausdruck der Ueberraschung und in seine Wangen schoß ein leichtes Rot.

Beide sahen sich einen Augenblick lang gegenseitig an.

„Mein Gott, Baron, Sie auch hier!" stieß Schmidt, noch mehr bestürzt als erstaunt hervor.

Der junge Mann in der weißen Kellnerjacke und der kurzen weißen Schürze zuckte verlegen die Achseln.

„Was wollen Sie? Ich hätte auch nicht gedacht, daß ich Sie hier treffen würde, nachdem wir zuletzt in Kiel bei der Regatta — —"

„Never mind!" fiel Schmidt ihm ins Wort. Der berührte Gegenstand weckte offenbar keine angenehmen Erinnerungen in ihm. „Wie lange sind Sie schon hier? Ich habe Sie noch gar nicht gesehen."

„Oh, hier bin ich erst seit ein paar Tagen. Ich habe zuerst einen Claim bearbeitet. Monatelang. Wollte Ausdauer zeigen, weil man mir immer den Vorwurf machte, ich hätte keine. Nun habe ich sie an der falschen Stelle gezeigt. An zehn verschiedenen Orten gegraben, bis hinunter auf die harte Gesteinsschicht. Alles nutzlos. So gab ich's auf und kam nach Dawson zurück. Versuche jetzt, hier einen ehrlichen Penny zu verdienen. Ungereimt, werden Sie sagen. In einem Lande, wo die unehrlichen Pennies viel leichter zu haben sind. Well, ich werde nicht versuchen, einen Reim darauf zu finden. Habe schon mehr ungereimte Dinge getan in meinem Leben. Freilich, wenn mich meine ehrsame Verwandtschaft in Deutschland in diesem Kellnerhabit sehen könnte — —. Uebrigens, habe ich mich nicht schon fein hier eingearbeitet? Ich sage Ihnen, es ist ein erhebendes Gefühl, einmal zu sehen, daß es noch so viele andere Dösköppe in der Welt gibt, nachdem man sich solange für den einzigen gehalten hat. — Die Anwesenden natürlich ausgenommen", fügte er mit einem spöttischen Kopfnicken nach Schmidt hinüber hinzu.

Seine Sprechweise war etwas abgehackt, aber klar und bestimmt wie bei einem militärischen Rapport.

„Sehen Sie den Kerl da, der an Ihrem Tische saß und den sich die dicke Flo eben in ihre Loge gerufen hat", fuhr er dann fort, indem er mit einer leichten Handbewegung dorthin deutete. „Das ist einer von den Dösköppen. Aber, wie ich schon sagte, es ist ein beruhigendes Gefühl, zu wissen, daß es noch mehr von der Sorte gibt."

Eben beugte sich die von ihm als „dicke Flo" bezeichnete Chansonette noch einmal über die Brüstung und rief:

„Franz!"

Das galt dem deutschen Kellner, der offenbar aus einer ganz anderen Gesellschaftssphäre hier gelandet, um nicht zu sagen gestrandet war.

Dabei hielt sie zwei gespreizte Finger hoch.

„Franz" nickte zum Zeichen des Verstehens.

„Damit fängt's an", sagte er, wieder zu Schmidt gewendet. „Eine Flasche bestellt man nicht. Das würde zu langsam gehen. Man beginnt mit zwei. In einer halben Stunde, nachdem er nach drei oder vier weiteren Flaschen vernünftigen Vorstellungen zugänglich geworden ist, bestellt sie für ihn einen Korb. Die Flasche zu zwanzig Dollars."

„Und Sie machen den aufmerksamen, ergebenen Diener, lassen sich von dem Gelichter befehlen und Franz nennen!" versetzte Schmidt entrüstet, aber im Flüsterton und zwischen den Zähnen hindurch. „Hol's der Teufel, Baron, ich glaube, es gibt noch abscheulichere Dinge, als draußen in der Einöde nach Gold graben und keins finden."

Der andere warf einen raschen, prüfenden Blick auf Escher. Er schien einen Verdacht zu haben, daß dieser ebenfalls ein Deutscher sei und sein Gespräch mit Schmidt verstanden hatte. Jedenfalls wurde das Rot der Erregung in seinem Gesicht noch tiefer. Er konnte aber nicht antworten, denn er wurde von verschiedenen Seiten gerufen.

Escher und Schmidt sahen sich eine Weile schweigend an.

„Warum haben Sie mich nicht vorgestellt?" fragte Escher dann.

„Man stellt einem Kellner nicht die Gäste vor", erwiderte Schmidt etwas kurz. „Das verbietet die Rücksicht auf die Gäste."

„Wenn ich nicht irre, nannten Sie ihn aber Baron."

„Dann tut man's erst recht nicht. Aus Rücksicht auf den Baron, der ein Kellner ist und von vampierenden Animierfräuleins Franz gerufen wird."

„Sie kennen den Mann von Deutschland her?"

„Ja. Und Sie können mir glauben, das unverhoffte Wiedersehen in dieser Form hat mir einen verdammt bitteren Geschmack auf der Zunge zurückgelassen. Gott sei Dank, hier kommen unsere Cocktails."

Während Escher nur bedächtig einen Schluck trank, leerte Schmidt sein Glas auf einen Zug.

„Sie sagten, daß Sie übermorgen Ihre Heimreise antreten wollten. Der letzte Dampfer ist aber schon diesen Morgen gegangen", wandte sich Escher an den jungen Kanadier, der das ihm unverständliche Gespräch in der fremden Sprache mit einigem Interesse für Ton und Ausdruck mit angehört hatte. Es war ihm nur soviel daraus klar geworden, daß der Gast und der Kellner Landsleute waren.

„Ich weiß", entgegnete der junge Mann. „Aber ich gehe mit ein paar anderen in einem Gasolinboot den Fluß hinauf und dann über den Paß."

Er brach ab. Eben war eine andere Sängerin auf der Bühne erschienen.

„Die Katze!" rief er erfreut, als ob er sich von dieser Nummer einen besonderen Genuß verspräche.

Auch Escher kannte sie. Es war das junge Mädchen, dessen Max Schmidt ihm gegenüber mehrmals Erwähnung getan hatte.

Ein lebhafter Applaus begrüßte sie bereits, als sie vor die Rampe trat. Es war ein noch junges Mädchen, sicher nicht mehr als achtzehn Jahre alt, kaum mittelgroß, mit

einem von einer Fülle blonden Haares umrahmten spitzbübischen Kindergesicht und leichten, koboldartigen Bewegungen.

Ihre Augen streiften schelmisch über die Zuschauer und ihr Lächeln war so bezwingend ansteckend, daß jeder Anwesende von ihm mitgerissen wurde. Sie sang eine Anzahl Verse. Gassenjungenverse. Aber keineswegs gemein, sondern nur verschmitzt, warf dabei ihre hübsch geformten Arme um sich und tanzte ohne alle pedantischen Regeln und nur ihren bizarren augenblicklichen Eingebungen folgend, ausgelassen umher. Sie spielte keine Rolle, sondern war nur für eine kurze Zeit ohne alle Hemmnisse sie selbst.

Was sie sang, waren die nie endenden, weil immer neu hinzugedichteten Verse von Chaste Lucy, der keuschen Lucie, die immer dort, wo sie verfänglich zu werden drohen, eine überraschend harmlose Wendung nehmen.

Aus jedem andern Munde und von jeder anderen vorgetragen, hätten die Verse wohl völlig ihre Wirkung auf dieses Publikum verfehlt. Sie gab ihnen aber solches Leben, prägte die Pointen so schelmisch, daß es vor Vergnügen kreischte.

Nach jedem Verse kam ein prickelnder Kehrreim, bei dem sie dann stets in das Publikum hineinrief:

„Jetzt alle zusammen, boys!"

Als sie geendet hatte und ihre drolligen, koboldartigen Verbeugungen mit Kußhänden machte, raste das Publikum und Nuggets flogen ihr von allen Seiten zu.

„Schade um das Girl", sagte der junge Mann, der sich übermorgen auf die Heimreise begeben wollte. „Sie ist verteufelt hübsch und braucht sich auf der Bühne bloß ihre Natürlichkeit zu bewahren, dann kommt ihr keine Kunst gleich. Aber wie verdorben schon in ihrem Alter. Wenn man ihr Bubengesicht sieht, das liebe, dumme, dann möchte man auf ihre Unschuld und Unerfahrenheit schwören, ich habe mir aber schon manchmal gedacht, es gibt kein verdorbeneres Geschöpf in ganz Dawson. Auf jeden Fall ist sie gefährlicher als alle die anderen. Bei denen weiß man, was man von ihnen zu halten hat. Und wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Aber die Kleine betört jeden mit ihrem Unschuldsgesicht. Ich glaube, der Teufel hat noch niemals aus einem hübschen Mädchengesicht heraus so gelogen, wie aus dem ihren. Man hat sie nicht ohne Grund die ‚Katze' genannt. Denn sie hat Krallen, aber sie bringt sie nur zum Vorschein und faucht die unflätigsten Redensarten, wenn sie gereizt ist. Und das ist sie jedesmal, wenn sie ihren Willen mit Bitten und Liebenswürdigkeiten, die sie natürlich immer zuerst versucht, nicht durchsetzen kann. — Well, mir kann sie nichts mehr anhaben. Uebermorgen gehe ich nach Winnipeg zurück, beende mein Studium als Rechtsanwalt und heirate das schönste und beste Mädchen, das es auf der Welt gibt. Habe ihr schon geschrieben, daß ich komme, mit soviel Geld, als wir nötig haben."

„Sie scheinen die ‚Katze' ja recht genau zu kennen", meinte Schmidt lächelnd.

Der andere kratzte sich mit einer Grimasse im Haar.

„Hol der Teufel alle Katzen und die hier zuerst! Ich könnte schon längst zu Hause sein, wenn sie nicht gewesen wäre. Aber ich trage ihr nichts nach. Zweimal hatte ich schon das Geld und zweimal habe ich mich hier, obwohl ich die Gefahr kannte, zum Narren machen und ausplündern lassen. Und jedesmal war ich mit dem festen Vorsatz nach Dawson gekommen, nur ein paar Dollars auszugeben und bei der nächsten Gelegenheit die Heimreise anzutreten."

Er lachte bitter auf.

„Ich hielt mich für so klug", fuhr er dann fort, „denn in meinem ganzen Leben habe ich die Welt an der Gurgel fassen und schütteln müssen um jeden Cent, den ich brauchte. Keiner ist mir zugefallen ohne Kampf und harte Arbeit. Das hat mich hart gemacht, wie es jeden hart macht. Eine weiche Stelle, wie der junge Siegfried muß ich aber doch noch gehabt haben, und die ‚Katze' hat sie auch richtig herausgefunden. Well, es gelingt ihr nicht wieder. Ueble Erfahrungen sind nicht so schlimm, wenn man aus ihnen lernt. Jetzt bin ich den vorletzten Tag in Dawson. Ein drittes Mal dürfte es mir auch nicht passieren, daß ich mich zum Narren machen lasse. Zweimal habe ich mir das Geld wieder beschaffen können, ein drittes Mal würde mir es wohl nicht gelingen." (Fortsetzung folgt.)

Ds Läbeslied.

Von Peter Bratschi.

Hesch o scho schöni Tröim begrabe?
Hesch o scho tüüfi Sehnsucht gspürt?
Hesch o vom Morge bis am Aabe
Es Päckli Sorge umebbürt?

Hesch viellicht o ne Mönsch verlore?
E Liebi, wo di het verlaa?
Hesch o scho vor verschloss'ne Töre
Als wie ne Bättler müesse staa?

Hesch nid o mängisch, wie verlore
I d'Stärne ufegluegt bir Nacht?
Hesch gchlagt: „O wär i nie gebore!
D'Wält het mer nume Unguets bbracht." —

Doch säg, hei nid o schöni Zyte
Dir mängisch Glück u Säge bbracht,
Mit öppis Liebem a dir Syte,
Das heißer ds Härz het z'chlopfe gmacht?

Hesch nid o Tage i dim Läbe
U Stunde ghaa, wo längscht verby?
Die du no einisch möcht'sch erträbe,
U wo du seisch: „'s isch ds Schönste gsy."

Drum — ja, wär das vo sich cha säge,
So heig er ds Läbe gfüehlt u gseh,
So heig's ne grüeßt uf allne Wäge
Mit Lusch u Schmärz, mit Fröid u Weh,

Ergriffe heig ne ds Lied vom Läbe
Bis tüüf i d'Seel, i letschte Grund,
Für dä, wo well, sig's nid vergäbe,
Verlore sig ke Tag, ke Stund —

Ja, ja, wär das vo sich cha säge,
Wär ds Dasy so het gfüehlt u gseh,
Dä darf sis Läbe füeglich wääge,
Däm het es wahrlich ds Beschte ggää.

So isch's: Ds Lied söll üs tüüf ergryfe,
Was o ma cho, wo's o ma sy. —
Mier wüsse, daß mer sölle ryfe,
U, daß o ds Weh no Glück cha sy.

Benjamin Franklin.

Zum 230. Geburtstag, 17. Januar 1936.

Als Benjamin Franklin, der große Amerikaner des 18. Jahrhunderts, Staatsmann, Gelehrter und Forscher, in die Französische Akademie aufgenommen wurde, begrüßte ihn d'Alembert mit dem Hexameter: „Eripuit coele fulmen ceptrumque tyrannis", zu deutsch: „Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Szepter". Franklins ungeheure Wertschätzung in Europa, vor allem in Frankreich, entschied so recht eigentlich den Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten